

Der Bergsteiger

ZEITSCHRIFT FÜR BERGSTEIGER UND SCHILÄUFER

SCHRIFTFLEITER: JOS. JUL. SCHÄTZ

20. Jahrgang

Oktober 1952 bis September 1953



F. BRUCKMANN VERLAG MÜNCHEN

MEIN GANG ZUM GIPFEL

Von Hermann Buhl

1. Juli 1953

Das Wetter ist wunderbar, der erste Schönwettertag nach einer längeren Schlechtwetterperiode, es scheint nun längere Zeit zu halten. Vor zwei Tagen sind wir erst von Lager IV abgestiegen, brusttiefer Schnee, größte Lawinengefahr trieben uns damals ins Lager III zurück. Unsere Lage war ziemlich aussichtslos, wir gaben den Berg bereits auf, hatten demzufolge auch unsere ganze Ausrüstung samt Bettzeug mit heruntergenommen. Ein Rasttag im Dreierlager, welches uns während dieses vierwöchigen Aufenthaltes über 6000 m bereits als Basislager vorkam, gab uns wieder den nötigen Auftrieb. Hans Ertl* ergriff die Initiative, und so stiegen wir an diesem Morgen mit den uns verbliebenen vier Hochträgern wiederum nach Lager IV auf. Der Schnee war sehr tief, die Spurarbeit anstrengend, doch wir waren wieder neu gestärkt. Nur Otto blieb noch einen Tag im Lager III, er wollte sich noch etwas erholen, um anderntags dann nach Lager IV aufzusteigen. Das Lager IV ist total eingeschneit, von den Zelten sieht man nur mehr die Giebel. Nach langem Sondieren finden wir auch das Trägerzelt einen halben Meter unter der Schneedecke und nach einstündigem Graben den Eingang zur Schneehöhle unter einer 2 m dicken angewehten Schneeschicht. Die Höhle wird geräumt, ebenso das Trägerzelt versetzt, die anderen Zelte ausgegraben, alles vom Schnee befreit. Es gibt an diesem Nachmittag viel Arbeit, und jeder gräbt und schaufelt fieberhaft, als ob es um einen Schatz ginge. Während Walter dann die Lasten für den nächsten Tag zusammenstellt, kocht und für die Träger sorgt, packen Hans und ich jeweils eine Reepschnur mit ungefähr 100 m und gehen damit die Rakiot-Flanke hinauf. Um den Trägern morgen den Weg durch diese von ihnen so gefürchtete Steilwand zu erleichtern, hacken wir eine Stufenleiter, die reinste Treppe, durch die ganze Flanke hinauf. Hoffentlich bringen wir morgen die Träger über diese Flanke nach Lager V hinauf. Dies ist entscheidend für

den Gipfelangriff, bis jetzt war es uns noch nie gelungen. Dieser Gedanke beschäftigt heimlich jeden von uns. Die große Querung unter dem Rakiot Peak durch wird zur Gänze mit Seilen versehen, Haken geschlagen, eine sehr anstrengende Arbeit in dieser Höhe, Pickelsicherungen hergestellt, teilweise tritt blankes Eis zutage. Hier muß eine Stufenreihe gehauen werden. Das nimmt alles Zeit in Anspruch, und so sind wir erst spät abends wieder im Lager, wohl etwas müde.

2. Juli 1953

Hans weckt schon sehr früh, serviert uns das Frühstück ans Bett. Im Zelt der Träger ist es noch ruhig. Was ist los, sind sie wieder krank? Einige haben Kopfweh, doch einige Tabletten helfen bald ab, sie sind jedenfalls gewillt, zu gehen. Otto kommt mit Madi auch bald zu uns herauf, und während sich Otto im Lager noch etwas ausruht, geht Madi mit den anderen Trägern gleich mit. Mitgenommen wird ein Zelt, eine Last Verpflegung mit Kocher und Benzin und das Schlafzeug von Otto und mir. Wir laden die Träger leicht auf, damit sie uns nicht blaumachen. Ich steige die Rakiot-Flanke voraus, putze noch einmal die Stufen vom angewehten Schnee frei und habe in der Querung unter dem Rakiot Peak noch etwas zu verbessern. Heute geht es nicht mehr so gut wie gestern, habe mir am Vortage zuviel zugemutet. Wenn ich nur morgen einen guten Tag habe, ich will mich aber heute schon nicht allzusehr anstrengen, damit ich morgen ausgerüstet bin. Erstaunlicherweise folgen die Träger rasch und überaus sicher an den fixen Seilen der Flanke nach. Sie haben scheinbar die Angst vor der Tiefe bald verloren und sind nun den Abgrund schon gewohnt. In der Querung müssen die Träger etwas warten, bis ich die Sicherung vollends fertiggestellt habe. Madi, der keine Steigeisen hat, wirft seine Last hin und kehrt um, Frauenberger nimmt diese auf und setzt den Weg fort. Tiefer Schnee führt zur Einschaltung am Mohrenkopf, wo eine längere Rast gemacht wird. Wir wollen noch versuchen, die Träger soweit als möglich den Grat hinaufzubringen, bis zur Schaumrolle oder weiter, doch sie ge-

* Die Vornamen Hans, Kuno, Otto und Walter beziehen sich auf die Expeditionsteilnehmer Hans Ertl, Kuno Rainer, Otto Kempfer und Dr. Walter Frauenberger. Die Schriftleitung

hen nur bis zur tiefsten Einschartung am Fußpunkt des Grates. Es ist auch schon sehr spät, und so schicken wir die Träger zu Walter und Hans, die am Mohrenkopf warten, zurück, während Otto und ich hierbleiben und das Zelt aufstellen. Wunderbar schwingt sich von hier der Grat zum Silbersattel auf, welcher im Abendlicht glänzt. Noch weit entfernt und hoch über uns der Hauptgipfel des Nanga Parbat, und links fällt in jähem Sturze die 5000 m hohe Südwand ins Rupaltal ab. Direkt uns zu Füßen die grünen Wiesen, welche die grauen, schuttbedeckten Eisströme umgeben. Man kann mit Recht sagen, einer der stolzesten Berge der Welt, bei dessen Anblick uns erst die große Aufgabe so recht zum Bewußtsein kommt. Doch das Ziel liegt noch fern, 1200 m Höhenunterschied bei dieser enormen Horizontalentfernung, das liegt weit über dem üblichen Maß des Tagesdurchschnitts in diesen Höhen. Bis der Tee für den morgigen Tag gekocht und in die Feldflaschen gefüllt sowie das Frühstück gerichtet ist, vergehen Stunden. Inzwischen ist es 10 Uhr nachts geworden. Ein heftiger Sturm ist aufgekommen und rüttelt ordentlich an den Zeltwänden. Das Zeldach drückt auf mich, als ob eine Zentnerlast darauf läge, und ich bekomme richtig Bedenken, ob uns das Zelt nicht weggefegt wird, zumal 5 m entfernt die Südwand mit einer riesigen Wächte abbricht. Mit den verfügbaren Schistöcken und Pickeln verankere ich schließlich noch das Zelt, dann erst habe ich Ruhe. Gegen Mitternacht läßt der Sturm etwas nach. Ich komme nicht zum Einschlafen, meine Gedanken beschäftigen sich fortwährend mit dem Gipfelanstieg, und so bin ich froh, wie es 1 Uhr nachts ist, Zeit zum Aufstehen.

3. Juli 1953

Otto liegt noch tief im Schlafsack, er scheint gut zu schlafen und läßt sich von mir nicht stören, während ich bereits arg herumrume, Tee koche, mich ankleide und den Rucksack packe. Für 2 Uhr morgens ist der Abmarsch angesetzt. Mehrmals mache ich Otto darauf aufmerksam, doch er meint, es sei zu früh, ich hätte gestern was von 3 Uhr gesagt, worauf ich ihm entgegne, daß wir diesen Tag ganz ausnützen müssen und um jede Minute noch froh sein werden. Ich mache ihn darauf aufmerksam, daß ich auf jeden Fall um 2 Uhr losgehe, wenn er nicht fertig ist, dann eben allein! So packe ich den

Rucksack also für mich allein, er ist schon etwas schwer. Doch inzwischen schält sich Otto aus der warmen Hülle, ich denke mir, ja wenn ich vorausspüren muß, holt er mich leicht ein, und damit ich nicht alles allein tragen muß, lasse ich ihm etwas zurück. So packe ich auch den Speck von Kuno, der als Tourenproviant für den Gipfel gedacht ist, in seinen Rucksack. Ich sollte dies noch bitter bereuen. Um $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr trete ich dann ins Freie. Es ist sternenklar, die Mondsichel leuchtet herunter und wirft silbernes Licht auf den vor mir aufstrebenden Grat. Es ist windstill, doch kalt. Alles Verfügbare wird angezogen, diesmal auch die Überhose. Tiefer Bruchharsch erschwert mir anfangs das Gehen. Unter riesigen Wächtegebilden geht es durch, ich merke bald, daß die Ausmaße wieder einmal täuschen, es ist nicht mehr westalpenmäßig, es ist schon richtig Himalaya. Über eine harte steile Firnrinne erreiche ich wieder den Grat. Die Gratschneide ist windgepreßt, so schnalle ich die Steigeisen an und brauche auch nun weniger achtzugeben, daß ich nicht ausgleite. In wunderbaren Aufschwüngen zieht der Grat steil nach oben. Rechts fallen riesige Firnflanken, von Eisbarrieren unterbrochen, zum Plateau oberhalb Lager II ab, links säumen dunkle Gestalten den Weg, dann verschwindet der Blick in einer bodenlosen Tiefe. Scharfe Firnschneiden, Wächtegalerien wechseln mit steilen Hangquerungen. Ein scharfer Wind kommt von Süden herauf und treibt mich auf die Rakiotseite. Am Beginn der Querung zum Silbersattel mache ich Rast. Es ist 5 Uhr, und hinter dem Karakorum geht bereits golden die Sonne auf. Im Glanze des ersten Streiflichtes grüßt ein Meer von Gipfeln, Eisbergen mit der Schroffheit der Dolomiten, in der Runde. K¹, Masherbrum, Rakaposhi, der Mustag Tower, all die Berge, die ich sonst nur aus der Literatur kannte, sind nun zum Greifen nahe mir gegenüber. In den Tälern liegt feiner Dunst, das beste Wetterzeichen. Wohligh lasse ich mich von der Morgensonne bescheinen, während ich das zweite Frühstück einnehme. Otto ist noch weit hinten, beinahe eine Stunde, doch er wird mich schon einholen. Nach kurzer Zeit setze ich die Querung zum Silbersattel hinauf wieder fort. Der Firn wird hart, stellenweise tritt sogar blankes Eis zutage. Die Länge täuscht wieder einmal sehr, die Felsen des Silbersackens wollen einfach nicht näher kommen. Nach

zwei Stunden erst stehe ich oben am Silbersattel am Beginn des großen Hochfirns. Diese Minute hatte ich mir schon oft erträumt, und nun war es mir eine Selbstverständlichkeit. 7400 m zeigte mein Höhenmesser an. Bis hierher bin ich verhältnismäßig gut gegangen, die Höhe spüre ich auch nicht sonderlich, zwei Atemzüge pro Schritt. Wiederum eine kurze Rast, dann setze ich den Weg fort. 3 km lang erstreckt sich der Hochfirn anfangs flach, dann leicht ansteigend, zum Schluß steil zum Vorgipfel emporziehend mit einem Höhenunterschied von 500 m. Der harte Firn ist von den Stürmen, die hier toben, wild umgepflügt. Meterhohe Windgangeln durchfurchen das ganze Gipfelplateau und erschweren das Vorwärtskommen enorm, es ist ein dauerndes Stufensteigen. Auf mich wirkt die Höhe von 7500 m wie eine Grenze. Mit einem Male ist der Körper wie lahm, die Lunge bekommt zu wenig Luft, und jeder Schritt erfordert Energie. Die Rastpausen werden häufiger, das Gehen immer anstrengender, und ich merke deutlich die dünne Luft. Doch Otto scheint es nicht anders zu gehen, denn nach geraumer Zeit erst merke ich draußen am Silbersattel, gegen den Horizont sich abhebend, eine Gestalt, einen Punkt, der sich langsam näher bewegt, bald aber stehenbleibt und dann in die Horizontale verfällt. Der Punkt rührt sich nicht mehr, Otto hat aufgegeben. Mit wäßriger Zunge und knurrendem Magen muß ich an den Speck in Ottos Rucksack denken, der nun für mich verloren ist. Ich habe wohl etwas Dörrobst und Napolitaner mit, doch diese sind derart trocken, daß sie mir im Munde steckenbleiben. Inzwischen brennt die Sonne schon richtig heiß herunter, die Luft ist furchtbar trocken, kein Lüftchen regt sich; das alles trägt dazu bei, meine Glieder noch mehr erschlaffen zu lassen. Nach jeder Rast muß ich mich gewaltsam hochreißen, um auch nicht auf der Strecke zu bleiben. Der Steilaufschwung zum Vorgipfel kommt einfach nicht näher, dabei bin ich schon Stunden unterwegs. Aus meiner Berechnung, mittags am Gipfel zu sein, wird also nichts. Ich lenke meine Schritte ganz an den Rand des Plateaus. Dort, wo es in die Südwand abstürzt, erhoffe ich mir von Süden herauf eine kühle Brise, doch auch hier ist die Luft regungslos. Der Rucksack drückt in die Schultern, Hunger plagt mich, doch ich bringe von dem trockenen Zeug nichts mehr hinunter. Wenn ich nur den Speck hätte . . . Am Be-

ginn des Steilaufschwungs zum Vorgipfel lasse ich den Rucksack zurück, dadurch erhoffe ich mir ein rascheres und leichteres Fortkommen, abends werde ich dann wohl wieder hier zurück sein. Nur der Anorak wird herumgebunden, die Gipfelfahne, Handschuhe und Feldflasche mit dem Cocatee kommen in die Brusttasche des Anoraks sowie Pervitin und Padutin gegen Frostschäden, und der Eispickel wird mitgenommen. Nun geht es auch wieder etwas leichter, die Rastpausen werden seltener, und mit eiserner Energie ziehe ich meine Spur unter dem Vorgipfel durch nach rechts hin zu einer Einschartung zwischen Vorgipfel und Diamirscharte. Der Weg dorthin ist auch wieder länger, als es den Anschein hatte. Ich zweifle schon, ob ich die Energie aufbringen würde, durchzuhalten, doch der Vorgipfel ist mir immerhin sicher; wenn er auch noch kein Achttausender ist, so wäre es doch eine erste Ersteigung. Und schließlich habe ich ja Pervitin bei mir, doch dieses würde ich erst im äußersten Notfall nehmen. Keine 100 m unterhalb des Vorgipfels betrete ich die erwähnte Scharte. In steilen Absätzen bricht der Fels zur Bazhinscharte (7812 m) ab. Auf geröllbedeckten Bändern und Absätzen, über Schnee und Eis quere ich die Felsen zur Scharte hin mit großer Spannung von einem Vorsprung zum andern und fragendem Blick, ob es wohl dahinter weitergeht; wenn ich auch schwerste Kletterstellen gewohnt bin und schon oft allein gemeistert habe, das spüre ich, in dieser Höhe geht mit extremer Kletterei nichts mehr. Zum Schluß eine steile Rinne absteigend, komme ich gut zur Bazhinscharte hinüber. Es ist bereits 2 Uhr nachmittags, noch 300 m Höhenunterschied trennen mich vom Hauptgipfel. Was wären bei uns in den Alpen 300 m Höhenunterschied, doch hier kommen sie mir vor wie ein Berg für sich, ich sehe mich fast nicht mehr hinaus. Dazu liegt in diesen 300 m noch das schwerste Stück des gesamten Anstieges. Ein steiler turmbesetzter Felsgrat, senkrechte, scharfkantige Granitaufschwünge mit scharfen Wächten und Schneeaufgaben, äußerst ausgesetzt. Wächtergalerien und steile Firnflanken ziehen zur Schulter hinauf. Ich erinnere mich an das Pervitin, es ist verlockend, es würde mir wieder neue Kraft geben, neuen Auftrieb, doch nein, die Wirkung hält nur sechs bis sieben Stunden an, dann ist es vorbei, dann tritt die Reaktion ein, und die könnte böse Folgen haben.

Wo bin ich in sechs bis sieben Stunden? Im Abstieg, bestenfalls wieder hier bei der Bazhinscharte, das genügt aber nicht. Einen wahren Kampf führe ich mit mir selbst, und schließlich des Gipfels wegen. Selbst auf die Gefahren hin, die daraus entstehen, nehme ich dann zwei Tabletten Pervitin zu mir. Ein steiler Firngrat zieht zum Beginn der Felsen. Es geht wieder etwas besser. Noch steiler setzen die Felsen an, es ist ein äußerst waghalsiges Unternehmen. Ich werde oftmals wegen der glatten Felsen gezwungen, teils im Schnee, welcher an den Felsen klebt, teils im Fels höherzusteigen, wobei man zwischen Schnee und Fels, wo oft ein Spalt gebildet ist, auf die Südseite hindurchsieht. Senkrecht stürzen hier die Flanken direkt vom Grat weg einige tausend Meter tief ab. Noch nie im Leben habe ich so einen Abgrund gesehen wie diese Südwand des Nanga. So arbeite ich mich von einem Aufschwung zum andern, wobei mir jeder einzelne Absatz vorläufiges Ziel bedeutet, und wenn ich dann wieder weit über mir den Gipfel auftauchen sehe, kann ich es noch gar nicht begreifen, daß ich da hinauf soll. Zum Abschluß dieses Felsgrates, welcher z. T. Schwierigkeiten von IV und V aufweist, stellt sich noch ein kühner senkrechter Gendarm in den Weg. Seine Überkletterung ist unmöglich, das sehe ich auf den ersten Blick. Der senkrechte Fels wird noch von Schnee überkleidet, so will ich ihn rechts umgehen. Der Fels ist sehr brüchig und erfordert äußerste Vorsicht. Zum Schluß versperrt mir dann noch eine senkrechte, 10 m hohe Wand, die sich über den ganzen Turm erstreckt, den Zugang in eine Rinne, welche zum Grat zurückleiten würde. So werde ich anfangs zu einer Hangeltraverse und später zur Überkletterung eines senkrechten, teils sogar überhängenden Risses gezwungen, und nur mit letzter Energie kann ich mich noch die paar Meter zum Grat hinaufarbeiten. Als letzter Aufschwung vor der Schulter setzt eine sehr steile lange Firnflanke an. Sie ist kein Problem mehr, aber sehr anstrengend, und um 6 Uhr abends stehe ich endlich droben auf der Schulter, ungefähr 8060 m. Einzelne Erhebungen, teils Fels, teils Eis, ziehen zum Fuße des Gipfelaufbaues hin, jedoch ist er weder eine gemähte Wiese noch eine Autobahn, befahrbar vom Handwagen bis zum Achtzylinder, wie einmal behauptet wurde, sondern er erfordert auch noch alleräußerste Energie und Aus-

dauer. Ich fühle mich am Ende meiner Leistungsfähigkeit, mir scheint der letzte Aufschwung zum Gipfel über meine Kräfte zu gehen. Als Bergsteiger weiß ich, daß es um den Gipfel geht, doch es könnte jeder andere Gipfel in unseren heimatlichen Bergen sein. Mir kommt es gar nicht mehr recht zum Bewußtsein, daß es sich hier eigentlich um den Nanga Parbat, um einen unerstiegenen Achttausender handelt, um einen Berg, dessentwillen bereits sieben Expeditionen vergeblich auszogen, der schon so viele Menschenleben gefordert. Der letzte Schluck Cocatée aus der Feldflasche reißt mich wieder hoch, ich quere in die Nordseite, grobes steiles Blockwerk führt hier zum Gipfel. Noch 100 m. Jeder Schritt eine Überwindung, die Schistöcke habe ich zurückgelassen, auf allen vieren krieche ich aufwärts, halte mich auf den höchsten Punkt zu, 2 m überragt die Schneeauflage den Fels. Ich bin am höchsten Punkt, am Gipfel des Nanga Parbat, 8125 m. Ich bin mir der Bedeutung dieses Augenblicks nicht bewußt, fühle auch nichts von Siegesfreude, komme mir gar nicht als Sieger vor, ich bin nur froh, daß ich heroben bin und all diese Strapazen vorläufig ein Ende haben. Hinunter wird es schon besser gehen. Aus dem Anorak hole ich einen kleinen Wimpel hervor, die Tiroler Fahne, binde sie an den Pickel, mache eine Aufnahme, dann wandert sie wieder in den Anorak, und schließlich hole ich die Fahne unseres Gastgeberlandes Pakistan hervor, pflanze sie auf den Eispickel, ramme den Pickel in den Gipfelfirn, mache einige dokumentarische Aufnahmen hinter zum Rakiot Peak, hinüber zum Vorgipfel, Plateau und Silbersattel. Ein Blick hinunter ins Rupaltal, wo die untergehende Sonne den mächtigen Schatten dieses Berges, auf dem ich stehe, weit ins Land hinauswirft. Ein Blick in die Runde, weit schweift das Auge, hinüber nach dem Osten, in den Himalaya hinein, ins Karakorum, Pamir und Hindukusch im Westen, nach Süden in die indische Ebene und nach Kaschmir. Es ist 7 Uhr abends, die Sonne verschwindet gerade am Horizont, gleich wird es empfindlich kalt, doch die Felsen sind von der Tageswärme noch schön angewärmt. Mit neuem Auftrieb geht es die Blockhalden wieder hinunter, leichter springe ich nun von Stein zu Stein, als ob eine Wandlung in mir vorgegangen wäre. Ich wollte eigentlich an der Schulter biwakieren, doch da ich mich nun wieder kräftiger fühle,

möchte ich das Tageslicht nützen und den Abstieg fortsetzen, solange ich noch was sehe. Vielleicht würde ich sogar noch zur Bazhinscharte gelangen. Der Grat erscheint mir im Abstieg zu schwer und zu gefährlich, so will ich versuchen, durch die Flanke, die in die Diamirseite schaut, hinunterzugelangen. Von der Schulter steige ich nun direkt die Firnflanke senkrecht hinunter, um gleich soviel an Tiefe wie nur möglich zu gewinnen. Den Pickel habe ich am Gipfel gelassen, so bleiben mir als Balance in der Firnflanke nur die beiden Schistöcke, ein schlechter Ersatz. Und da wäre mir ein kleiner Fehler in der Ausrüstung beinahe zum Verhängnis geworden. Ich stehe mitten in der Firnflanke, als sich plötzlich mein rechtes Steigeisen vom Schuh löst und weg ist. Das Eisen kann ich gerade noch ertappen, aber der Bindungsriemen ist weg. Ich habe auch keinen bei mir, so hilft mir das Eisen gar nichts. Nun stehe ich mit einem Steigeisen wie ein Storch auf einem Bein in der harten Flanke, gestützt auf die Schistöcke, und weiß nicht, wie ich aus der Flanke herauskommen soll. Mit peinlichster Vorsicht gelingt es mir schließlich doch, felsiges Gelände zu erreichen. Hier setze ich den Abstieg weiter fort, doch bald hat mich die Nacht in ihren Klauen. Ich bin ungefähr auf einer Höhe von 8000 m, 150 m unter dem Gipfel. In der Dunkelheit hat es keinen Sinn, weiterzusteigen, doch wo ich bin, kann ich auch nicht verbleiben. In einiger Entfernung kann ich die Umrisse eines Blocks wahrnehmen, ich versuche, dorthin zu kommen, was mir auch gelingt. Der Block ist zwar etwas wackelig, aber ich kann gut darauf stehen. Mit dem Körper an die 50 bis 60 Grad geneigte Plattenwand gelehnt, für die rechte Hand habe ich einen guten Block als Halt, die Linke hält die Schistöcke, so kann ich ganz gut die Nacht abwarten. Der Gedanke, Biwak in 8000 m Höhe, ohne Biwakausrüstung, weder Schlafsack noch Zeltsack, kein Seil, nicht einmal einen Rucksack, ist mir was Selbstverständliches und erscheint mir gar nicht sonderlich. Schließlich habe ich ja filzgefütterte warme Schuhe, da hole ich mir nicht so leicht Erfrierungen. Der Rucksack mit dem dicken Pullover und der Reservekleidung liegt wohl am Plateau unten, doch ich werde die Nacht auch so, nur mit dem dünnen Pullover bekleidet, verbringen, ich hatte schon manche kalte Winternacht mit Temperaturen von

minus 20 Grad in ungünstiger Situation hinter mir. Um Mitternacht herum wird ja der Mond herauskommen, dann will ich den Abstieg fortsetzen. Zur Vorsicht und um den Blutkreislauf zu fördern, nehme ich noch einige Tabletten Padutin zu mir. Es ist 9 Uhr abends. Der letzte Schimmer des alten Tages verglimmt im Westen. Das Rasten tut mir gut, wenn es auch nur ein Stehen ist. Die Zeit vergeht verhältnismäßig schnell und leidlich, besser als ich dachte. Mit Ausnahme von einigen kurzen Böen, die um den Gipfel streichen, ist die Luft im allgemeinen ruhig. Über mir wölbt sich ein makelloser Sternenhimmel, die Milchstraße zieht über meinem Haupt dahin und im Norden der große Wagen. Ich döse vor mich hin, nicke hie und da ein wenig ein, reiße mich wieder hoch, dann schüttelt mich wieder ein Kälteschauer, alles erträglich, nur die Füße werden langsam gefühllos, denn ich kann sie nicht genügend bewegen. Reichlich spät, erst gegen 2 Uhr nachts, kommt der Mond hervor, er ist nur mehr eine schmale Sichel und hat nicht mehr viel Kraft. Er steht gerade über dem Gipfel, beleuchtet wunderbar die unter mir liegenden Hänge des Nord- und Vorgipfels, wirft sein Licht auch noch zur Bazhinscharte, aber zu mir gelangt er nicht mehr her, die Flanke liegt im schwarzen Schatten nach wie vor. So heißt es eben noch abwarten, bis die Tageshelle anbricht, dabei wird es immer kälter.

4. Juli 1953

Der Horizont hat schon längst einen lichten Streifen, doch die Sterne wollen vom Firmament nicht verschwinden, es ist noch Dämmerlicht, zum Klettern zu dunkel. Ungefähr um 4 Uhr früh, sobald ich etwas sehen kann, gehe ich es wieder an. Die Füße sind gefühllos, die Schuhe steifgefroren, die Gummisohle vereist, so heißt es doppelt achtgeben. Mit den Steigeisen habe ich im Fels mehr Halt als mit den Gummisohlen. Ich quere in eine Rinne, will diese traversieren, mache aber wegen der Brüchigkeit des Gesteins gleich wieder einen Rückzieher und steige die Rinne gerade ab.

Bei der Kleingriffigkeit der Felsen muß ich die Handschuhe ausziehen und will sie in die Hosentasche unter der Überhose einschieben. Als ich sie dann wieder gebrauche, ist das eine Paar weg — verloren! Wie das zugegangen ist, weiß ich nicht. Ich hatte nun an diesem Tag fortwährend das Ge-

fühl, daß mich jemand begleite, und öfters wollte ich mich umdrehen, um mit meinem Begleiter zu sprechen. So auch, als ich meine Handschuhe suchte, worauf mir der Begleiter zur Antwort gab, daß ich diese verloren hätte; erst als ich mich umdrehe, merke ich, daß ich allein bin.

Erst weiter unten quere ich aus der Rinne heraus. Jeder Schritt muß peinlichst überlegt sein. Auch wenn das Gelände nicht allzu steil ist, wäre ein kleiner Rutscher wohl sehr verhängnisvoll. Wenn man nur einmal mit einem Fuß im Schnee ausrutscht, so strengt das momentan derart an, daß man wieder Minuten braucht, bis man sich erholt hat. Steile Schneefelder und Platten querend, komme ich in eine andere Rinne, durch welche ich weiter absteige. Zum Schluß noch ein überhängender, 10 m hoher Abbruch, von einem Riß durchzogen, eine schwere Kletterstelle, die mich wieder ganz außer Atem bringt. Bis zum letzten Meter muß geklettert werden, dann stehe ich im steilen beinharten Schneefeld, welches von der Bazhinscharte herunterzieht. Diesmal will ich über die Diamircharte zurückgehen, da ich hier weniger Höhenunterschiede zu überwinden habe wie bei dem anderen Übergang, den ich beim Aufstieg benützte. Eine lange waagrechte Querung führt mich zu dem ersten Felsen unter der Diamircharte hinüber, sie ist sehr anstrengend. Andauernd geht mir das rechte Steigeisen herunter. Ich habe es nur mit einem Spagat befestigt, und das Anschlagen in dem steilen Gelände ist furchtbar anstrengend. Endlich, um die Mittagszeit, bin ich dort bei den Felsen und tauche in einem riesigen Schneekolk unter.

Die Sonne brennt wieder unbarmherzig herab, und bald versinke ich in einen Schlummer. Hunger und Durst wecken mich aber schnell wieder. Ich bin vollkommen ausgedörrt und denke nur mehr an etwas Trinkbares. Hie und da höre ich Stimmen von oben her, vielleicht meine Kameraden mit einer Flasche Tee, aber nichts . . . Mit aller Gewalt muß ich mich aufraffen, um den Abstieg fortzusetzen. Nun geht es 30 m hinaus zur Diamircharte. Auf die Stöcke gestützt, schleppe ich mich von einem Stein zum andern, jeder Schritt kostet Überwindung. Mir kommt es ganz sonderbar vor, daß ich gestern imstande war, den Gipfel zu ersteigen. Überall sehe ich Spuren menschlichen Daseins,

Steinmänner, vertrautes Gelände, doch ich weiß genau, ich bin ja der erste Mensch, der hier war, dies ist alles Neuland. Endlich ist die Diamircharte erreicht, vor mir ist wieder das große Plateau. Ich suche die Schneefläche ab, vielleicht sitzt irgendwo Otto und wartet auf mich mit einem Tee, was würde ich jetzt für ein Getränk geben. Ich kann nicht mehr schlucken, nicht mehr reden, noch weniger rufen, nur mehr Blut und Speichel kommt aus meinem Mund. Hinunter geht es wieder etwas leichter, aber bald heißt es nach rechts hinüberqueren. Ich will zum Rucksack kommen, denn da weiß ich etwas Eßbares, und der Hunger plagt mich nicht weniger als der Durst. Wahrscheinlich ist auch dies die Ursache, warum ich so schlapp bin. Endlos ist die Querung, ich stolpere nur mehr so in den Windgangeln herum. Zum Schluß muß ich noch auf- und niedersteigen, da ich den Rucksack nicht gleich finde, der in den Windgangeln versteckt ist. Dann falle ich daneben hin. Dörrobst bringe ich einfach nicht hinunter, Napolitaner noch weniger, so mache ich mir aus Dextro-Energen und Schnee einen Brei, welcher wunderbar mundet und erfrischt. Der Durst wird durch den Schnee wohl noch größer, aber im Moment hilft es, und dann muß ich es eben wiederholen. Nach einer längeren Rast geht es wieder besser. Draußen am Silbersattel sehe ich zwei Punkte, ich könnte jauchzen vor Freude. Nun kommt jemand herein, ich höre auch die Stimmen, „Hermann“ ruft jemand, doch ich will ihnen entgegengehen. Aber was ist das — die Punkte bleiben, sie bewegen sich nicht. Dann merke ich erst, daß es Felsen in dem dahinter aufragenden nördlichen Chongra Peak sind. Die Enttäuschung ist bitter. Erschwert setze ich wieder den Weg fort. Die Feststellung muß ich noch oft machen. Dann höre ich wieder Stimmen, höre deutlich meinen Namen rufen — Halluzinationen. Was ist eigentlich mit Otto, der müßte doch nachsehen, ich kann mir nicht vorstellen, daß mir niemand entgegenkommt, haben die mich schon aufgegeben? Die Rasten werden immer häufiger und die Pausen immer länger. Anfangs geht es dann immer gut 20 m, 30 m, dann geht es wieder an. Zwei bis drei Schritte erfordern zehn bis zwanzig Atemzüge, und so weiter, bis es gar nicht mehr geht. Dann eine längere Rast, und von vorne beginnt das Spiel. Ich bin am tiefsten Punkt des Plateaus, verzweifeln könnte ich in den Windgangeln.

Lager II (5320 m) gegen den Chongra Peak (6830 m). Später, in den Tagen des Gipfelsieges, als die Sonne den Gletscher ausaperte, brachen in der Umgebung dieses Lagers fortgesetzt Eistürme zusammen. Der Schnee und das Eis wurden völlig morsch, kein Spaltenübergang war mehr zu riskieren, der Abstieg mußte mit erhöhter Vorsicht angetreten werden. *Phot. Köllensperger*

Die Gegensteigung zum Silbersattel will gar kein Ende nehmen. Noch drei Pervitin, nun ist es gleich, in einigen Stunden bin ich sowieso beim Zelt. Wenn es überhaupt noch wirkt, wenn ich überhaupt noch Reserven habe. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr stehe ich am Silbersattel, schaue hinunter zu den einzelnen Lagern, nichts rührt sich drunten. Sie sind alle leer, nur am Fuße des Grates vor dem Mohrenkopf bei unserem Zelt stehen zwei Mann. Das gibt mir wieder neuen Auftrieb, ich steige weiter ab. Wie durch geheime Kraft neu gestärkt, geht es nun viel leichter abwärts. Gemächlichen Schrittes steige ich in meinen alten Spuren den Grat hinab. Aus der Nähe kann ich entnehmen, daß es sich um Walter und Hans handelt. Unbeschreiblich ist unser Zusammentreffen. Die beiden sind ganz ergriffen, sie hatten mich schon fast abgeschrieben, und nun komme ich mit dem Gipfel daher. Ich bringe vor Heiserkeit gar nichts mehr heraus. Hans sorgt gleich für etwas Trinkbares, dann geht es über meinen rechten Fuß

her, welcher stark pelzig ist. Die Nacht verbringen wir zu dritt in dem kleinen Sturmzelt im Lager V. Noch lange erzähle ich von meinen Erlebnissen, vom Weg zum Gipfel, von dem Biwak und den Schwierigkeiten im Abstieg, und erst wie ich merke, daß meine Kameraden schlafen, lege auch ich mich zur Seite. Ein neuer Morgen bricht heran, klar und sonnig wie die vorangegangenen. Im gleißenden Morgenlicht glänzt die Firnschneide des Nanga-Parbat-Gipfels. Ein letztes Mal grüßen wir diesen Berg der uns so viel bedeutete, dann steigen wir ab. Tage später, als ich im Hauptlager vor meinem Zelt liege und meinen Fuß pflege, schweift mein Blick oft nach oben zu den beiden Zacken, 4000 m über uns, hinter denen ich den Hochfirn weiß, der sich als weißer Saum gegen den Himmel abhebt, und lasse vor meinem geistigen Auge all die Eindrücke der Stunden dort oben vorüberziehen. Und es ist mir, als wäre es ein Traum, den man nicht erleben kann, unfassbar und doch wirklich.

NANGA PARBAT

Ein Rückblick

Von Walter Schmidkuntz

Die Tat ist alles, nichts der Ruhm . .
Goethe, Faust

Das große Jahr

Das Jahr 1953, unter widrigen kosmischen Einflüssen, doch unter besseren kosmopolitischen Auswirkungen stehend, ist zum denkwürdigen Jahr des Alpinismus geworden: Glorios schließt es die Epoche des neuzeitlichen Bergsteigens ab. Angeführt von Dent, Mummery und Lammer in Taten und in revolutionären Aufrufen, die noch kaum die Öffentlichkeit interessierten, wurde diese Zeitspanne von 60 Jahren keineswegs zufällig eingeleitet mit der 1893 erstmals ausgesprochenen Everest-Idee und dem ersten Angriff auf den Nanga Parbat (1895). Sie erlebte auf dem „Tummelplatz“ Europas, erst im Fels, dann im Eis der Alpen, in zwei Generationen die systematische Entwicklung und die solide, noch romantisch fundierte Entfaltung in die Breite, deren Basis nicht zuletzt der

Winter und der Schnee wurde. Schon lebensgefährlich vom Technischen berührt, erreicht sie, von zwei Weltkriegen ebenso geschwächt wie gehärtet, den Höchststand kaum mehr zu überbietender menschlicher Einzelleistungen. Und beschattet von der grauen Wolke der entfesselten Masse, die am niederen Rande in technisierten Zuschauerscharen mitgenießt, endet die Epoche unter weltweiten Fanfaren mit den abschließenden Siegen.

Der *Mount Everest*, „der dritte Pol“, ist nach unsäglichen Opfern und unerhörten Anstrengungen erobert. Bewußte Domäne der Engländer, die nach den großen Einsätzen an Material und Menschen und, man möchte sagen: in Metererfolgen ihrer absolut besten Bergsteiger es hinnehmen müssen, daß ein Neuseeländer und ein Nepalmann, samt dem Expeditionsleiter mit Orden, Goldmedaillen, Titeln